

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## In Sturm und Stille.

Roman von Max Freu.

(Fortsetzung.)

„Fräulein Beate von Hassow“ fuhr Wellingerode fort, „ist allerdings eine so außergewöhnliche Schönheit, daß ihr gegenüber auch nur Außergewöhnliches am Platze ist. Sie wissen, gnädigste Frau Aebtissin, daß der Hof zu Kassel ein Sammelpunkt glänzender Schönheiten ist.“

„Das weiß ich, Herr Graf,“ schneidend und scharf klang die Stimme, „das weiß ich — und auch noch manches andere.“

Der Graf räusperte sich, ehe er fortfuhr:

„Ich hatte das große Glück, Fräulein von Hassow in Kassel zu begegnen. Ihre Schönheit bezauberte mich, ich sprach den Majestäten davon, und die Folge war, daß die Königin die junge Dame als ihr Hoffräulein in ihrer Umgebung aufnehmen und sie unter ihren mütterlichen Schutz nehmen will. Der Hofstaat Ihrer Majestät soll vergrößert werden, und auf Fräulein von Hassow ist zuerst der allerhöchste Blick gefallen. Ich habe den Auftrag erhalten, Fräulein von Hassow ihre Berufung als Hofdame zu überbringen. Zu meinem großen Erstaunen war jedoch das Fräulein von Hassow vor kurzem ganz plötzlich aus Kassel verschwunden.“

„Dazu hatte sie ihre guten Gründe gehabt, Herr Graf,“ unterbrach die Aebtissin.

„Ah!“

„Ich werde nicht nötig haben, sie Ihnen zu sagen!“

Wellingerode zuckte die Achseln.

„Ich wüßte nicht, gnädigste Frau Aebtissin —“

„Sie wissen nicht? Dann erlauben Sie, daß ich Ihrem Gedächtnis ein wenig auf die Sprünge helfe. Ist Ihnen wirklich nicht bekannt, daß Fräulein von Hassow wochenlang in zudringlicher Weise belästigt worden ist?“

„Belästigt? Gnädigste Frau, Sie lieben starke Ausdrücke —“

„Nur die richtigen, Herr Graf.“

„Wenn man sich um die Bekanntschaft einer Dame bemüht, ihren Namen, ihre Adresse zu erfahren wünscht —“

„Und wenn —“ fiel die Aebtissin aufs neue scharf ein,

„die junge Dame solche Bemühungen entschieden zurückweist, und sie dennoch fortgesetzt werden, so nennen wir das in Preußen Belästigungen —“

„Ich handelte im allerhöchsten Auftrage.“

„Dadurch wird die Sache nicht besser. Im allerhöchsten Auftrage eine junge Dame auf offener Straße anzusprechen, — hm, mein Herr Graf, wir denken darüber etwas anders, als das in der Kasserler Hofordnung vielleicht benannt oder auseinandergesetzt sein mag.“

„Sollte ich mich in der Tat der jungen Dame gegenüber ungehört oder auffällig benommen haben, so werde ich darum um Verzeihung bitten, gnädigste Aebtissin. Mein

Uebereifer aber entstammte nur meinem Bestreben, meinen allerhöchsten Herrschaften dienen zu wollen.“

„Keine Entschuldigungen, Herr Graf. Sind Sie zu Ende?“

„Ja. Es gelang uns, den Aufenthalt des Fräuleins von Hassow zu ermitteln, — sie ist hier in diesem Hause, und ich bitte Sie, gnädigste Aebtissin, mir eine Unterredung mit ihr zu gestatten oder zu vermitteln, damit ich mich meines Auftrages entledigen kann.“

Die Domina führte langsam eine Brise in die etwas groß geratene Nase.

„Das wäre nutzlose Mühe, Herr Graf,“ sagte sie Ahl.

„Gnädigste Frau —“

„Ganz nutzlos, Herr Graf, ganz nutzlos. Dasselbe Spiel, wie wenn die Kinder mit Muscheln die Elbe ausschöpfen wollen.“

„Aber ich bitte gehorsamst — ein allerhöchster Auftrag voll Gnaden —“

„Der mit einem runden Nein abgelehnt wird.“

„Frau Aebtissin!“

„Mit einem runden Nein, Herr Graf. Wollen Sie das den Majestäten mitteilen und meinen untätigsten Respekt vermelden. Kann ich sonst noch dienen, Herr Graf?“

Wellingerode hatte sich erhoben.

„Ich vermag in dem Bescheide der Frau Aebtissin noch nicht den Bescheid des Fräuleins Beate von Hassow zu erblicken —“

„Ah so, — einen Augenblick, Herr Graf!“

Sie klingelte. Ein alter Diener erschien.

„Ich lasse Fräulein Beate von Hassow zu mir bitten.“

Der Diener zuckte leicht die Achseln.

„Das gnädige Fräulein geht soeben mit dem Jungheerrn von Sornitz im Garten spazieren —“

„Um, — mit wem?“

„Mit dem Jungheerrn von Sornitz!“

Jetzt trommelte das hochadelgeborene Fräulein Ludovika Emiliane von der Wolt einen Marsch auf ihrer Tabakspfeife.

„Dann rufe mir das Fräulein aus dem Garten heraus. Der Jungheerr soll unten warten, — ich habe nachher mit ihm zu sprechen.“

Einige Minuten später war Fräulein von Hassow im Zimmer. Sie zuckte heftig zusammen, als sie den Grafen erblickte.

„Mein gnädigstes Fräulein!“ Er verneigte sich tief. Ohne ihn zu beachten, trat Beate an die Seite der Domina.

„Du hast mich gewünscht, Tante.“

„Ja. Dieser Herr bringt dir eine Berufung als Hofdame nach Kassel. Du sollst dich erklären, ob du ihr folgen willst.“

Mit stolzer Bewegung hob Beate das Haupt. Wie eine beleidigte Königin stand sie vor dem Grafen.

„Hast du die Erklärung noch nicht für mich abgegeben, liebe Tante?“ fragte sie die Domina.

„Der Herr Graf wünschte sie aus deinem eigenen Munde zu hören.“

Beate wandte sich an Wellingerode.

„Dann bitte ich, den Majestäten mitzuteilen, daß ich niemals in ihren Dienst treten werde. Hören Sie, mein Herr, niemals! Denn ich möchte nicht, daß ich mich vor mir selbst zu schämen nötig hätte.“

„Bravo!“ sagte die Domina halblaut. Und dann, sich zum Grafen wendend, sprach sie:

„Sie haben die Entscheidung des Fräuleins gehört, Herr Graf. — kann ich Ihnen mit noch etwas dienen?“

Wellingerode sah das ironische Lächeln, das bei diesen Worten um die scharfen, hageren Rüge der Domina spielte, und in seinem Innern lochte es. Aber er verstand es, sich zu beherrschen.

„Ich bin untröstlich, gnädigste Frau —“

„O, Sie werden sich anderweit zu trösten wissen —“

Der Graf biß die Zähne übereinander. Wortlos verneigte er sich und verließ das Zimmer.

Tief aufatmend sank Beate in die Arme der sie liebevoll umfangenden Domina. — — —

Die Abweigungen, die der Graf von Wellingerode gestern bei Hans Joachim von Sornig und heute bei dem hochadelgeborenen Fräulein Aurovika Aemiliane von der Rott, Vebisttin des Stiftes Hohenbergen, zu verbuchen gehabt hatte, sollten nicht der einzige Verdruß sein, den er auf dem heißen Boden der Altmark zu erfahren hatte.

Am Nachmittag dieses Tages meldete sich bei ihm der Kapitän von Salignac, den er gestern zum Gouverneur nach Magdeburg geschickt hatte.

Etwas erkaunt sah der Graf dem Offizier, der ein verlegenes Gesicht machte, entgegen.

„Wie ist das möglich, Herr Kapitän, daß Sie schon zurück sind? — Sie brauchen vier Tage bis Magdeburg und hierher zurück —“

„Verzeihung, Herr Graf, aber ich war gar nicht in Magdeburg.“

„Sie waren nicht —“

„Nicht in Magdeburg,“ wiederholte der Kapitän, und sein Gesicht wurde immer verlegener. „Denn wir waren gestern kaum zwei Stunden geritten, als wir plötzlich von einem Haufen maskierter Kerle angehalten und, ehe wir uns zur Wehr setzen konnten, von den Pferden gerissen wurden.“

Man durchsuchte uns, nahm mir Ihren Brief an das Gouvernement ab, band uns darauf an Bäumen fest und verließ uns in dieser Lage, nicht ohne daß man unsere Pferde mit sich nahm. Erst heute morgen wurden wir durch einen wadere Mann aus unserer üblen Situation befreit und sind halberschöpft hierher zurückgekommen.“

„Sacre mon dieu!“ Inrischte der Graf. „Das sollen sie büßen! Und wo ist mein Brief?“

„Das weiß nur der, Herr Graf, der ihn hat.“

„Und Sie haben keine Ahnung, wer die Täter sind?“

„Keine Ahnung! Die Gesichter waren nicht zu erkennen —“

„Sonst hat man Ihnen nichts genommen, außer dem Brief und den Pferden?“

„Nicht das geringste. All unser Eigentum ist unverfehrt.“

„Klar, ganz klar!“ rief der Graf, heftig im Zimmer auf und ab gehend. „Es ist ein Ueberfall aus politischen Gründen. Man wird frech und unbotmäßig hier; — es ist Zeit, daß ein Exempel statuiert werde. Ich danke Ihnen, Herr Kapitän, ruhen Sie sich aus. Ich werde überlegen, was zu tun ist.“

\*

Fast zu derselben Zeit, als der Graf diese Unterredung mit seinem Offizier hatte, trat Riezler bei Hans Joachim ein.

„Ich heuw einen Breef, Jungherr.“

Und dabei legte er ihm mit spöttischem Schmunzeln das Schreiben Wellingerodes nach Magdeburg in die Hände.

„Wien Süd hebbn dat Dings op de Straat sunnen.“

Und Hans Joachim schmunzelte ebenfalls. Dann öffnete er den Brief.

„Zum Kukud! Riezler, das ist ein guter Fang!“

„So, so, Jungherr. Wenn 'n richtiger Jäger op de Jagd geht, bringt he of een Wild mit tu Hus. Dat is so de Bruf, Jungherr.“

„Schönen Dank, Riezler!“

„Keen Grund dafür. Wjäs, Jungherr.“

„Wjäs, Riezler. Und grüßen Sie die Frau und die Pütten. Schreien sie noch immer?“

„Als ob se an de Speß stäken. Dwer Prachtker! sin's doch. Wjäs, Jungherr.“

Damit war er hinaus.

Hans Joachim aber pfiß durch die Zähne. Und als er meinte, daß sich dieses Vergnügen lange genug geleistet hätte, holte er selbst aus dem Kessel eine gute Flasche alten Rheinwein, füllte das Glas, hob es empor und sprach:

„Die gut Altmark allerwege!“

Und dann leerte er das Glas auf einen Zug.

(Fortsetzung folgt.)

## Die beiden Gefangenen.

Erzählung von Martin Proskauer.

Die Offiziere des französischen Chasseur-Regiments saßen im Unterstand zusammen, rauchten, plauderten und horchten auf das unablässige dumpe Gröken, das von den ersten Gräben zu den Reserverstellungen dröhnte.

„Da vorn scheint's ja wieder nett zu sein,“ sagte der Regimentsadjutant Deborne und trommelte mit den Fingern auf seinem Stahlhelm, der vor ihm auf dem Bretterisch lag, „da sind wieder schwere Minen dazwischen.“

„Angst, nichts als Angst von den Hunnen,“ antwortete der Kapitän der ersten Kompanie, ein kleiner schwarzhaariger Südfranzose, „den Hunnen liegt unsere Offensive in den Knochen, noch ehe sie angefangen hat!“

„Sehr richtig!“ meinte sich ein magerer, langer Offizier mit den Abzeichen der Militärärzte am Kragen und schwarzem glänzendem Vollbart ein, „so wie ein Rheumatismuskranker kommenden Regenwetter in allen Gliedern spürt, so sind die Kerle da drüben schon vorher nervös geworden.“

Da vollterten berbe Schritte auf dem Brettergang vor dem Unterstand, und die Tür wurde aufgerissen. Ein Unteroffizier trat ein: „Was gib's?“ fragte Adjutant Deborne. „Zwei Gefangene sind draußen, mein Kapitän, zwei Flieger!“

Die Offiziere sprangen aufgeregt von ihren Sätzen auf, „Flieger? — Deutsche? — Wunderbar! Abgeschossen?“ „Ja, mein Kapitän. Sie kamen über unsere Gräben, da hat sie die Abwehnbatterie hinter der Reserverstellung gefaßt. Gerade zwischen dem ersten und zweiten Graben sind sie gelandet.“

„Und ihr Flugzeug?“ Der Unteroffizier zuckte die Achseln: „Zu spät, mein Kapitän, sie hatten es angezündet — total verbrannt!“ Der Adjutant stampfte mit dem Fuße auf. „Gemeinheit! Wo sind sie? Bring' sie rein!“

Der Unteroffizier ging zur Tür hinaus, gleich darauf betreten zwei große, schlank Offiziere, noch in Sturzhelm und Fliegerjacket, den engen Raum. „Aha, zwei Hunnen-Flieger!“ rief der Hauptmann der ersten Kompanie. Der Adjutant winkte ihn beschwichtigend und trat vor die Deutschen. „Guten Abend, meine Herren,“ sagte er, „Sie werden verstehen, daß es mich freut, Sie hier zu sehen.“

Die beiden deutschen Flieger verzogen keine Miene in ihren hageren, scharfgeschnittenen Gesichtern. Der Franzose zog einen Schemel heran, blätterte in einem Notizbuch und nahm den Bleistift schreibbereit in die Hand. Dann fragte er: „Verstehen Sie beide französisch?“ Der größere Flieger antwortete: „Ja, mein Herr. Ich verstehe es gut, mein Kamerad nicht so gut.“

„Um so besser, so brauchen wir keinen Dolmetscher,“ bemerkte der Adjutant, „wie heißen Sie?“ „Leutnant Hans von Daenbruch.“ „Sie sind ein Pilot?“ „Nein, ich bin Beobachter.“

„Also der andere — wie heißt der?“ „Leutnant Schulz.“ Bei der Nennung seines Namens sah Leutnant Schulz seiner Kameraden Mißbilligung an, der ihn beruhigend mit den Augen unmerklich anwinkte.

„Von welcher Abteilung sind Sie?“ „Von einer Fliegerabteilung.“ „Von welcher?“ „Das möchte ich nicht sagen,“ antwortete Leutnant von Daenbruch gelassen.

„Om! Von wo sind Sie abgeschossen?“ „Hinter der deutschen Front.“ „Wo liegt Ihr Flugzeug?“ „Auch hinter der deutschen Front!“

Adjutant Deborne sah die beiden Gefangenen streng an: „Ich verlange Antworten, verstehen Sie? Keine Ausflüchte und Dummheiten, verstanden!“ „Ree!“ sagte Leutnant von Daenbruch auf deutsch, „den Ton verstehe ich überhaupt nicht!“

„Warum sprechen Sie nicht französisch?“ „Das kann ich machen, wie ich will,“ erklärte der Deutsche nun wieder in französischer Sprache, „aber das Anschauen verbitte ich mir — oder ist das die Art, wie Ihre „grande Nation“ gefangene Offiziere behandelt? Wenn Sie mich noch einmal so anschauen, gebe ich Ihnen überhaupt keine Antwort mehr, verstanden!“

Adjutant Deborne biß sich auf die Lippen; ihm fiel der Befehl des Korpskommandanten ein, der ernst und ausdrücklich auf die Wichtigkeit der Gefangenenausagen hingewiesen hatte. Und diese Fliegeroffiziere wußten sicher allerlei Interessantes. Er wies auf zwei freie Sitze. „Sie können dort Platz nehmen. Aber nun

müssen Sie auch die notwendigen Fragen beantworten, damit ich Sie bald nach herten schicken kann. Je ausführlicher und ehrlicher Sie antworten, desto besser wird man Sie behandeln!" Daenbruch schwieg und blinzelte seinen Mitgefangenen an.

„Was für eine Type war übrigens Ihr Flugzeug?“ begann der Adjutant wieder. „Ein Albatros-Doppeldecker.“ „Warum haben Sie ihn angezündet?“ „Uns war kalt!“ „In welcher Division gehört Ihre Abteilung?“ „Ich weiß nicht.“ „Ich weiß, daß Sie nur nicht reden wollen. Aber ich ermahne Sie zum letzten Male in Ihrem Interesse — geben Sie richtige Antworten!“

„Wieviele Meilen liegen in Ihrem Gefechtsabschnitt?“ Daenbruch stand auf und reichte sich behaglich: „Lassen Sie die Fragen, Herr Kapitän, von uns kriegen Sie doch keine Antwort, weder wach noch im Schlaf!“

„Das werden wir ja sehen,“ bemerkte Deborne höhnisch, da brängte sich der Militärarzt wieder vor und sahte den Adjutanten am Kessel: „Deborne, Deborne, — ein Moment — höchst wichtige Idee, kommt mal her!“ Er zerrte ihn in eine entfernte Ecke und küßte aufgeregt auf ihn ein. Die beiden Deutschen beobachteten die Szene mit vollem Gleichmut.

Der Adjutant kam wieder auf die beiden zu: „Man wird Sie zum Sprechen bringen, meine Herren — Im Gefangenenlager hat man Mittelchen, glauben Sie mir. Es wird Ihnen noch leid tun“, lachte er, „wir haben Mittelchen — oh lala!“

„Untersoffizier!“ rief er dann. Der Untersoffizier erschien. „Vorwärts, die Deutschen hier abführen und im leeren Munitionsräum nebenan einsperren, aber gut bewachen, du hastest mir dafür Lampe, Tisch und Schmelz in den Raum stellen!“ „Dawohl, mein Kapitän!“ antwortete der Soldat und winkte den beiden Fliegern.

\*

Im Gefechtsabschnitt des französischen Chasseur-Regiments hatte der erste Tag der herrlichen neuen Offensive leider nicht so geklappt, wie man es gedacht hatte. Statt zitternd den Angriff zu erwarten, hatten die Deutschen um Mitternacht ein derartiges Sperrfeuer hinter die zweite feindliche Linie gelagt, daß das Regiment von jeder Verbindung abgeschnitten war. Auch die Gefangenen, die man noch nachts mit einigen abgefangenen Bataillons zusammen nach herten schicken wollte, konnten nicht abtransportiert werden und saßen noch in den Unterhöhlen der Referverstellung. Und als das erste Morgenlicht graute, schob sich die feurige Wand, der Regen aus Stahlspittern und Schrapnellkugeln, den die Deutschen herüberrieseln ließen, einmal hin und her, prallte nun gerade in die feindlichen Gräben und wanderte vor den angetretenden Deutschen nach rückwärts. So stießen die deutschen Infanteristen bis in die französische Referverstellung vor, in der sie einige hundert Chasseurs abfakten und außerdem etwa zwanzig deutsche Gefangene befreien konnten. Und schon an demselben Abend saßen die beiden Leutnants von Daenbruch und Schulz, von schnellen Autos heringeholt, im Kasino der Fliegerabteilung, im Kreise ihrer Kameraden.

„Hinter,“ sagte Schulz, „loßt mich bloß 'mal verputzen und einen Schluck trinken, ich erzähle gleich weiter!“

Die lachenden Gesichter der Kameraden sahen ihn erwartungsvoll an. Endlich setzte er das Glas ab und fuhr fort: „Also wie der Franzose merkte, daß aus uns nichts herauszuholen war, wurde er klug und ließ uns in einen ganz engen Unterstand sperren, aber auch Stühle und eine Lampe 'reinschmeißen. Da hockten wir nun und warteten die zukünftigen Dinge ab. Endlich kam einer — aber nicht der Kapitän, der uns zuerst angemacht hatte, sondern der andere, ein richtiger „schöner Mann“ mit Umhängebart — wunderbar gepflegt. Also der erscheint — Daenbruch sagt, es wäre ein Doktor gewesen — spricht kein Wort, setzt sich auf einen Schemel und starrt Daenbruch an. Der setzt an der Wand, Zigarette im Mund, macht sein freches Gesicht und kiest den Umhängebart an.“

Mit einem Male fängt der Franzose an zu reden, ganz langsam und feierlich: „Sie — werden — sprechen — Sie — werden — antworten!“ sagt der Umhängebart im Schlangenschnack. Dabei starrt er unentwegt Daenbruch an. Ich kiese Daenbruch von der Seite an, er verzicht keine Miene. „Sie — werden — mir antworten — Sie — müssen — reden!“ wiederholt der Franzose. Ich denke schon, der will uns so 'ne kleine Privatstunde geben, sozusagen kleiner „Bloß“ im Unterstand, aber er wiederholt immerfort nur den einen Satz.“

Schulz markierte mit den Händen einen Vollbart ums Rinn, verbeßte die Lippen und sagte: „Sie — werden — antworten!“ Ringsum dröhnte das Gelächter der Runde.

„So ging das wohl zehn Minuten lang,“ fuhr Schulz fort, „es war direkt zum Einschlafen. Daenbruch sieht noch immer an der Wand und hört sich das Theater an. Bößlich sagt der Vollbart feierlich: „Haben — Sie — den — linken — Arm!“ Und Daenbruch — hebt langsam den linken Arm — steif wie Holz. Ich denke, er ist verrückt, da blinzelte er mir zu, und im Augenblick wird mir die ganze Mimik klar: Der französische Kerl will uns hypnotisieren — und dann ausfragen! Habt Ihr Löne? 'nen Kniglich preussischen Flieger hypnotisieren!“

Wie nun Daenbruch den Arm hebt, springt der Franzose aufgeregt hoch, er bibberte deutlich vor Triumph, und nun ging's weiter: „Senken — Sie — den — Arm!“ Daenbruch tut ihn den Gefallen. „Machen — Sie — einen — Schritt — hierher!“

Und mein Daenbruch, steif wie ein Popfisar, der künstliche Mann im Kamoptikum, Soldaten und Kinder haben Entree, macht einen Schritt!“

„Noch — einen — Schritt!“ Daenbruch macht noch einen Schritt. Ich kriechte in meiner dunklen Ecke förmlich zusammen vor Neugierde, was nun werden wird. Der Franzose hält nun eine Karte aus der Tasche — soviel ich sehen konnte, Maßstab eins zu achtzigtausend, also Generalstabkarte — und hält sie ausgebreitet Daenbruch entgegen. „Kommen — Sie — hierher!“ Daenbruch geht ganz dicht vor ihn hin. „Zeigen Sie — wo — Ihre — Abteilung — liegt!“ sagt unter Schlangenschnack und stiert Daenbruch an, daß ihm vor Aufregung der Unterfieber mit dem Haarschmuck wackelt.

Daenbruch hebt ganz langsam den Arm — diesmal den rechten — holt langsam aus — und haut dem Franzosen eine 'ruiter, daß der Kerl fast umfällt! Ich denke, ich soll vor verhaltenem Lachen plaken. Der Franzose fliegt zur Seite, hält sich die Backe und faßt besorgt an seinen Männerbart.

Daenbruch steht noch immer unbewegt da, den Arm erhoben, starr und steif. Mein Franzose wirft noch einen schreien Blick auf ihn und laßt zur Tür 'raus. Kaum ist er weg, reckt sich Daenbruch und sagt ganz ruhig: „So, Schulz, mach gib mir 'n Streichholz!“ — Wieder drauffe nabelndes Lachen und Burschen aus dem Kreise der jungen Offiziere entpor. „Großartig! Ramos!“ rief es durch-einander. „Aber, sag mal, Daenbruch,“ wandte sich einer der Kameraden an ihn, „wenn ihr nun nicht befreit worden wäret, dann hättest du aber effig 'reinschalten können.“ Der lange Bliegeroffizier griff nach seinem Glas: „Keine Spur,“ sagte er phlegmatisch, „hätte einfach erklärt, war total in Hypnose, weiß von nisch! Der Franzose hatte mir die Ohrfeige suggeriert!“ —

### Lebensläufe.

Von Alfred Friedmann.  
(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1811 wurde in zwei ganz verschiedenen Mainstädten kleinen Provinzleuten je ein Knäblein geboren. Zwillinge waren sie demnach nicht, sie erwiesen auch im Säuglings-, Jünglings-, Mannesalter, wie in ihrer — natürlich späteren — Greienhaftigkeit Merkmale ganz verschiedener Gaben, Vorzüge und menschlicher Schwächen auf. Sie erhielten, nachdem sie ein glückliches Kindesalter zwischen guten Eltern, Geschwistern, den heimatsdörflichen Gärten, Blegen und Verkehr verlebte und ein fast dieselben ähnliches Dasein im freien Genossen, eine äußerst mangelhafte Schulbildung. Mit 14 A. süddeutscher Währung verließ der eine Knabe, Josef Winter, so wie mit 14 Jahren, seine liebe, schöne, am Fluss gelegene Heimat und in ihr viel wohlwollende Freunde. Da war der Apotheker, der Rabbiner, der Pfarrer, der Lehrer, die alle den geübten, ansehnlichen Josef gerne gehabt, und gar von den trefflichen Eltern schied er in Tränen. Aber er sollte als gemachter Mann noch oft zum Besuch ins Elternhäusle kehren, unter dem großen Himmelbett des dann fast ihn von der unüber-trefflichen Mutter hergerichteten Zimmers schlafen und den lieben Wotheter, den guten Rabbi, den klugen Pfarrer und die schmetternden Gänse auf dem Gemeinemarkt, aus dem die grünen Gräserbüschel aufschossen, wiedersehen, die knarrenden Brücke, die Porten des Mainis, wieder hören. Sein Dorf blieb sein Eldorado, er tauchte aus späteren Sorgen da wie in einem Stahlbad unter, und wenn seine einmal mit ihm im Juge vorüberlaufenden — Fremde es abfällig geringschätzig beurteilten, so gab ihm das wohl ehren Stuch ins Herz und lockte ihm zwei Föhren aus seinen Augen. Aber er schwieg, verteidigte die hilflose Schöne nicht. Konnten denn die anderen mit seinen Augen sehen, mit seinem Herzen fühlen? Hatten sie etwa ihre süßeste Jugend in Obermainstadt verlebte? Während Josef Winter nun sein Glück zuerst in dem nahen Bamberg, der Bischofsstadt mit dem schönen Dom, versuchte, wuchs der andere Knabe in Kesselstadt in noch heischeldenerer Weise auf. Er war von Anfang an ein Humorist, ein Idealist und ein Koster des Lebens. Es zog ihn nicht in die Ferne und wenn er seine nach und nach dem Verluste nachsichenden Niedermachen in dem gurgelnden Mainstrom baden konnte, so war er bedürfnislos.

So blieb er denn auch in seinem Kesselstadt, hatte einen Gang zum Bieumertum und kam mit 14 Jahren, nachdem er notdürftig den Analphabeten abgestreift und sogar etwas bildungs-süchtig geworden, zu einem kleinen Goldschmied in die Lehre. Dieser hatte auf einem Regal sogar eine erste Ausgabe Wolfgangs sämtlicher Werke, und so las Ferdinand Unke sogar den Benvenuto Cellini. Wenn er nicht mit Glaszettel, Blasrohr, Zeile und Schmelztiegel, vorn den Ledersack und hinter sich den Schmelzofen — mit kostbarem Metall, dem damals aufstrebenden teuren Platin, Aluminium und Edelsteinen, die zu fassen waren, hantierte. So blieb er, fast all sein Leben lang, ohne große Ambition, ohne großen Verdienst und ohne Fortschritt.

Josef Winter hingegen war kraft seiner fast edel zu nehmenden Energie in rastlosem Aufstieg. Er verließ Bamberg und wanderte in die Welt. Er sah Köln und stieß bis Paris vor. Hier blieb er einige Zeit, trat in ein großes Kommissionshaus als Ein- und Verkäufer, denn Kenntnisse erlang er sich spielend, im Schloß; durch seine Hände gingen indische Schale, die 100 000 Frs. wäreten, und seine Bijouterien. Er reiste für das Haus. Er stand um

4 Uhr des Morgens auf und nahm für feines Geld bei guten Italienern und Spaniern Sprachunterricht. Er warf sich nicht an geringe Weiblichkeit weg und heiratete in Weimar ein herrliches Mädchen aus guter Familie. Der Schwiegervater, auch ein Goldschmied, hatte schon lange vor, nach Frankfurt am Main überzuziehen und dort ein noch nie dagewesenes Gold- und Juwelen-geschäft zu gründen. Er sah sofort, was in Josef Winter steckte, und gab den jungen Leuten, die jungtoll ineinander verliebt waren, seinen Segen. — Damals herrschten in der guten alten Reichsstadt noch recht retrograde Verhältnisse. Statt Freizügigkeit, die neues Leben ausgoß, war Beschränktheit und Zunftzwang. Der Goldwaren einzeln verkaufte, durfte auf der Feil einen teuren Laden aufmachen. Wer aber zwölf Fremdlinger auf einmal loswerden, demnach Großfuß werden wollte, der durfte nur in oberer Etage, also den fremden Spaziergängern, den besten Käusern unsichtbar, seinen Scherwerbeort erwerben. Und der war damals recht gering. Die erdgefessenen Goldhändler nun strengten gegen die neuen Ansiedler Prozesse an, wenn sie einmal die kindisch feindseligen Beschritten überraten, und machten Josef Winter, seinem Schwiegervater und dessen Tochter, die wieder im Geschäft mitarbeitete, Bücher führte, Kunden bediente, das junge und alte Leben weiblich sauer. Aber sie ließen sich das nicht anfechten, liebten sich, und das junge Paar bekam schöne, wohlgeratene Kinder.

So verwich nun die Zeit. Josef Winter war jetzt Besitzer eines Weltkaufes. Er und seine Geschwister, eingeschlossen, die er zu sich genommen und zu etwas gemacht, hanteln der Zeitrahe und gleichwertigen Plätzen in London, Paris, St. Petersburg vor; Summen wurden verdient, auch durch leicht gewährte Kredite an Jüdelshäfte, durch verschwundene Besendungen verloren, aber der Umsatz und Gewinn war ein riesiger, und Verluste kamen gar nicht in Betracht. Danau, Pforzheim besaßen kleine Geschäfte, ble alle für Josef Winter arbeiteten; er war wie einmal väter Krapp, zog alles in Bereich und Abhängigkeit, beschäftigte ein Heer von Arbeitern, die ihn reich kaum konnten, reich vererben und liebten, und die Heis kamen des Samstags in das Haupt-geschäft, Fertiges abzuliefern, das geprüft und sofort bezahlt wurde. Edelsteine, die Winter zu den zu sellenden Meisterwerken lieferte, wurden anvertraut und gewogen. Das Radwiegen in der Falschung war nicht möglich, auch da kamen Unregelmäßigkeiten vor, die aber bei dem großen Betrieb nicht ins Gewicht fielen, gar nicht zu kontrollieren waren. Josef Winter prosperierte, und seine Söhne mußten heran. Der Eine zeigte schon früh Dichtertalent, Lust dazu, es auszubilden, und bezog nach jahrelangen, oft hartem Kampfe mit dem edlen, aber mit Recht aufs Reale bedachten Vater, die Universtitäten Göttingen, Tübingen, Heidelberg, Jülich, promovierte leicht und spielerisch, aber erst lernte und in Emden, zum Doktor. Da mochte er vom „Geschäft“ nichts mehr wissen.

Ferdinand Unke war auch einer der Männer, die ein selbständiges Dabritschen aufgerichtet hatten. Auch er lieferte Samstags seine Ware als kleiner Fluch in das große Weltkaufsmoor, aber er mochte tun und treiben, was er wollte, seine Sachen blieben immer milderwertig und schwerverkäuflich. Ein Unstern und Ungelchmack waltete über ihn. Unke war ein grundgütiger Kerl, aber ein Leidthier. Er spielte alle möglichen Instrumente, war nebenbei Musik- und Tanzlehrer in Kesselsbad, wohin einige Großherren auch ihre Söhne in die Lehre nahen. Er vermittelte so ggnz jungen Hausjünglingen die ersten Lebensgenüsse. Er arrangierte Tanzstunden, Tanzkränzchen, da wurden erste, naive, unschuldige kindhafte Liebesromane gesponnen, die ersten Liebesheuser gekauft, die ersten Liebestränken vergossen. Später dachte man mit Wehmut und Freude an diese Wonnen und Leiden. Auch Albert, der Dichtersohn Josef Winters, hatte dort eine Zeit hindurch, feilschend, tanzend verlebt, und es war nicht seine besagteste Lebens-epoche. Jugend hilft über alles hinweg; über Kampf zwischen Real und Ideal, Geschäft und Dichtkunst!

Auch Ferdinand Unke, etwa zehn Jahre man in die Abhängigkeit von Winter getreten, hatte einen Sohn Fritz, etwas jünger als Albert, zu dem dieser Fritz in Bewunderung aufschah. Denn um diese Zeit erschienen die ersten Gedichte Albert Winters in den Beiblättern der vaterländischen, händischen Zeitungen. Schon formstark und ideenreich, von einer gewissen Originalität, obwohl klassische Muster, hauptsächlich Sellenen und Römer, aus ihnen lugten und sprachen. Und der nun schon behagliche Josef Winter und sein Geschäft waren es ja eigentlich, die dem jungen Fritz Unke zu einer eigentlichen, zu einer höheren Ausbildung nachhalfen. Denn wenn man den waderen Alten nicht seinen Schand-quand-mème abgenommen und zu verlustreichen Preisen ein groß an geschmacklose Canadier, Neuseeländer und andere Pseudo-Briten verkauft hätte, wo würde Tanzmeister Papa Unke den Draht für Fritz und den zweiten Sohn Max hergenommen haben? Außerdem stand Albert Winter bei diesem Max noch Pate, und eben dieser Max wurde, stets durch dieselben Mittel, später ein ganz berühmter Spezialist, der vielen Leidenden nicht immer in ein besseres Jenseits, sondern meistens zu einem leidlich gestickten Leben nachhalf. — Teils durch eigene Begabung, teils aus sehr angeeignet und gesteuert durch das leuchtende Vorbild Alberts, wurde aber auch Fritz Unke Dichter. Während Albert Idealist blieb, zog Fritz das Praktische vor. Er wurde Journalist, dichtete

ein aufgeführtes Märchenspiel und geriet wie Schmol Gushav freitags in die Redaktionskneben. Dort wird man, während der Drucker sich quält, leicht eine Maat, und die ließ nach und nach Fritz seinen Aufsätze zur Erklärung des Barnasos, wo er konnte, empfinden. Bald belobigte er seinen durch eine fördernde Anzeige und Kritik, bat ihn um einen Essay über einen vorstorbeneu Westen, dem wieder Albert Winter nachgehiebt — bald wies er ihn ab und tödete ihn durch Stillschweigen, als der Sohn des Großhändlers einen aufsehenerregenden Novellenapflus herausgab. Einmal glaubte Fritz sich irrgenweise von Albert zurückgehiebt, spielte den Beleidigten, obwohl der Unke einen großen Geist nie bestrafen konnte. Fritz sah im Schmollwinkel; der Krieg zog herauf, und Albert erfuhr nur, daß der Redakteur einberufen war und irgendwo in einem Schützengraben bald Frankreichs, bald Diktands sein harter vaterlandsgemäßes, doch keineswegs angenehmes Dabein führte. Seine teilnehmenden Ermahnungen fanden keinen Widerhall, selbst nicht bei Fritzens wohlwollender Gattin; denn Fritz Unke war längst unter Haube und Pantoffel gegangen. Da erfuhr Albert eines Tages aus den Pissen, daß sein Jugendgenosse schwerverwundet in einem Lazarett an einem Orte Frankreichs lag, in dem eine Kriegszeitung gedruckt wurde, die Fritz noch vom Sömmerzslager aus als Redakteur und Mitarbeiter bedient hatte. Er machte sich auf und zog dahin. Er fand den Leidenden in extremis, und nicht sonderlich betrent. Er suchte zwei Kreuz-schwester und setzte es durch, daß der Aufgebene in beste Pflege getan und nicht eher aus den Augen gelassen wurde, bis alle Gefahr emschwanden. Dann brachte er ihn mit den Schwestern in sein Heim zurück, und Fritz Unke war so großmütig, dem armen Albert Winter das ihm gar nicht angetan Unrecht gütig zu verzeihen. Und in seinem ersten nächsten Heftleton jagte Fritz Unke: Albert Winter ist doch ein Dichter! —

**Büchertisch.**

— Das Volk steht auf. Von D. Gottfried Traub. (Verlag von J. Engelhorst Nachfolger, Stuttgart). Der Mann der „Eisernen Blätter“ gibt hier wöchentliche Stimmungsbilder aus den ersten Kriegsjahren, „Wirdachten“, wie er sie nennt. Die wunderbar fertige Kraft und stärke Gesundheit des unermüdlichen Streikers für die wahre Größe der „Heimkrieger“ spricht aus jedem einzelnen dieser kurzen Stücke, die wirklich dazu angetan sind, uns den Sinn dieser wildbewegten Zeit klar und erhaben vor die Seele zu stellen und uns den Muten zu steifen gegen äußere und innere Feinde. (Preis 4,50 Mark.)

— Drei Tage. Eine Novelle von Mons Bepold. Ed. Strauß, Verlag, Stuttgart-Wien 1917. Preis 3,80 od. M 2,70. Der Wiener Novellen-dichter Mons Bepold schildert in diesem schmunzigen Bändchen drei bange Tage seines Lebens. Hofflos — ohne Hebel — und ebbachlos: das Strafmal jener Tausende von Großstadtproleten ist in diesen drei Tagen zu einem mächtigen Gemäch des Großstadtlebens gekostet worden. Hintergrund und Erlebnis sind eines, aber alles im Spiegel einer leidzerquälten Phantasie.

— Diederich, Prof. Dr. Benno, Von den alten Weltreichen. Geschichten aus dem griechischen Altertum. Neu erzählt. Mit 10 Tombdruckbildern nach Originalen von Max Bernuth. 160 Seiten stark; Geb. 3 Mark. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. — Als ein Gegenstück zu Gustav Schwabs berühmten „Schönsten Sagen des Altertums“ beschränkt sich das vorliegende Werk darauf, die klassischen Geschichten des griechischen Altertums in neuer Fassung unserer heranwachsenden Jugend zu erzählen.

— Erklärung. Ein Weibspiel (in einem Akt) von Mons Bepold. Ed. Strauß, Verlag, Stuttgart-Wien. Preis brodiert 1,90 od. M 1,45, geb. 2,60 od. M 1,90.

— Die Weltliteratur, Heft 39, ist erschienen und enthält von Otto Julius Bierbaum: „Leberecht der Bestrenge“ und „Waldernadlshistorie“.

**Bilderrätsel.**



(Auslösung in nächster Nummer.)

Auslösung des Zahlenrätsels in voriger Nummer: Infanterie, Ratter, Farn, Arie, Rere, Fante, Eier, Main, Fran, Cna